

Nr. 17. Posen, den 24. April. 1892.

Primula veris.

Erzählung von A. Brüning. (Nachdruck verboten.)

Die stattliche Frontseite des in einem der vornehmsten Stadttheile Berlins gelegenen alten Bankhauses Friedrich Ehrhardt & Söhne strahlte in blendendem Lichtglanz. Der Geheime Kommerzienrath Balduin Ehrhardt, der jetzige Inhaber der Firma, gab eines seiner berühmten Ballfeste, welche mehrmals während der Saison eine auserlesene Gesellschaft in den mit ebensoviel Luxus als Geschmack ausgestatteten oberen Räumen seines Hauses zu versammeln pflegten. Herr Balduin Ehrhardt, dessen ehrgeizigem Sinn der Verkehr mit der Geldaristokratie allein nicht genügte, hatte es verstanden, auch die vornehmeren Elemente der hauptstädtischen Gesellschaft, die Vertreter des Geburts- und Geistesadels, sowie des Militärs in sein Haus zu ziehen; die letzteren namentlich verliehen seinen Festen ein glänzendes Relief. Er selbst wußte bei solchen Gelegenheiten mit der Gewandtheit des vollendeten Weltmannes seinen Gästen gegenüber die Honneurs zu machen, worin er von einer liebenswürdigen älteren Dame, Fräulein Feldner mit Namen, welche er nach dem frühen Tode seiner Gattin als Repräsentantin in sein Haus genommen, aufs beste unterstützt wurde. Es galt daher für eine ausgemachte Sache, daß man sich bei Ehrhardt stets vortrefflich amüsire. Ueberdies besaß das Haus in des Herrn Balduin Ehrhardt einzigen Tochter Gabriele, welche seit kurzem erwachsen und in die Gesellschaft eingeführt war, einen Magnet, der die jungen Kavaliere unwiderstehlich anzog. Auch heute bewegte sich eine zahlreiche Versammlung in den prächtigen Räumen. Ehrhardt, dessen imponirende Gestalt im tadellosen Gesellschaftsanzug aus einer Herrengruppe hervorragte, und der eben mit Lächeln die Lobsprüche des Barons von X. über seine gelungenen Arrangements in Empfang nahm, durfte stolz auf seine Gäste sein, unter denen der Träger manch' alten, erlauchten Namens sich befand. Dennoch lag es heute wie ein Schatten über seinen stahlgrauen Augen; die scharf geschnittenen intelligenten Züge zeigten nicht ganz die gewohnte strenge Beherrschung. Wie ein Zucken nervöser Aufregung ging es zuweilen um seine Lippen, die heute das konventionelle Höflichkeitslächeln nur mit Mühe festzuhalten schienen. Ein aufmerksamer Beobachter würde vielleicht auch bemerkt haben, daß die Heiterkeit und der sprühende Witz, durch die er seine Gäste zu unterhalten strebte, ein wenig gezwungen und unnatürlich waren. Sein Blick nahm oft mitten in der lebhaftesten Unterhaltung einen zerstreuten, grübelnden Ausdruck an, als ob sein Geist mit ernsten, fernabliegenden Dingen beschäftigt sei. Die plaudernde Gruppe, welche ihn umgab, hatte sich aufgelöst. Sofort schwand das Lächeln aus seinen Zügen, um einem sorgenvollen, beinahe finsteren Ausdruck Platz zu machen. Sein Haupt sank auf die Brust, und die vorhin so straffe und selbstbewußte Haltung schien sich urplötzlich in die eines müden, gebrochenen Mannes zu verwandeln. Aber schon im nächsten Augenblick raffte er sich kraftvoll empor. Wie in unbeugsamem Trotz preßte er die Lippen zusammen, und mit der Hand über die Stirne fahrend, als ob er deren tiefe Sorgenfalten wegwischen wollte, warf er energisch das Haupt zurück. Und jetzt lächelte er sogar wieder — ein weiches, zärtliches Lächeln! Sein suchendes Auge hatte die Tochter erblickt, den vergötterten Liebling seines Herzens, deren strahlenden Erscheinung gegenüber allerdings kein trüber Gedanke die Herrschaft behaupten durfte. Eine zierliche Gestalt, umwogt von duftigen Wolken von rosa Gaze, stand die junge Dame wie das verkörperte Bild einer Frühlingsgöttin inmitten eines Kreises junger Herren und Damen. Das kaum siebzehnjährige Mädchen wußte mit der ganzen Gewandtheit und sicheren Anmuth einer vollendeten Weltdame ihre Aufmerksamkeit unter alle zu theilen. Man konnte nichts Graziöseres sehen, als die Art, wie die kleinen Hände den kostbaren Fächer bewegten — wie sich beim Sprechen das blumengeschmückte Köpfchen ein wenig auf die Seite bog, und die goldene Aureole, welche dieses zierliche Köpfchen umschwebte, konnte nur dazu dienen, dessen Liebreiz zu erhöhen. Kein Wunder deshalb, daß seine Besitzerin die gesammte junge Herrenwelt in Bewunderung versetzte, während ihre Genossinnen sie mit heimlichem Neid betrachteten. Die junge Dame sprach und lächelte jedoch so unbefangen, als ob sie weder das Eine noch das Andere bemerke. Ruhig nahm sie die Komplimente über ihre eben so kostbare als geschmackvolle Toilette entgegen. Diese zeigte einen entzückenden Ausputz von Spitzen und frischen Primelsträußchen. Gabriele Ehrhardt trug nie andere als frische Blumen. Mit Agraffen von echten Perlen befestigt, waren sie geschickt in dem duftigen Stoff des Kleides vertheilt, während sie den Taillenausschnitt in dichtem Kranze umgaben. In elfenbeinartigem Weiß tauchte der zarte Hals aus den rosigen Blüthen hervor, umschlungen von einer dreifachen Reihe großer Perlen, deren hohen Werth manches Auge abschätzte. Eine gleich links unter einem Primelstrauß endigende Schnur wand sich um den weichen Knoten, zu dem das volle, kastanienbraune Haar im Nacken verschlungen war.

Mit Innigkeit hingen die Augen des Banquiers an seiner Tochter. Gabriele hatte „solch ein reizendes Lächeln“, sagten ihre Freundinnen, bei dem die kleinen weißen Zähne in feuchtem Perlenglanz zwischen den blühenden Lippen hervortraten. Es war sehr begreiflich, daß die sie umringenden jungen Herren

all ihren Witz aufboten, um recht oft dieses Anblickes theilhaftig zu werden, und in der That hörte der Banquier mehr als einmal Gabrielens melodisches Lachen zu sich herüberklingen. Vom Orchester herab schwebten jetzt die Klänge eines bekannten Walzers, für die Herren das Signal, sich ihrer Damen zu versichern. Alsbald näherte sich ein hochgewachsener Gardeoffizier schnellen Schrittes der Gruppe, welche die Tochter des Hauses umgab. „Darf ich bitten, meine Herren, der Tanz gehört mir!“ Damit brach er sich Bahn durch den sich lichtenden Kreis, aus dem ihm von mancher Lippe ein leises „Sie Glücklicher!“ zugeraunt wurde. Gleich darauf stand er vor der jungen Dame, welche befangen die Augen niederschlug. „Gert v. Waldau“ — murmelte der Banquier unwillkürlich, während er gespannt das junge Paar beobachtete. Mit einem frohen Blick seiner dunklen, strahlenden Augen überflog der junge Offizier die Gestalt seiner schönen Tänzerin. „Primula veris!“ klang es mit einem halblauten Ausruf des Entzückens von seinen Lippen. „Sie . . . Sie sagten neulich, daß die Primel Ihre Lieblingsblume sei,“ stammelte das junge Mädchen, von dem all' ihre unbefangene Sicherheit urplötzlich gewichen schien, „und da habe ich . . .“ sie stockte verwirrt, das zarte Gesichtchen glühte wie eine Rosenknospe; sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie ihre heutige Toilette einzig seinetwegen gewählt. Nein, das ging nicht — wie unvorsichtig hatte sie sich verstrickt. In rathloser Verlegenheit senkte sie das Köpfchen, nicht wissend, wie sie den angefangenen Satz beenden sollte.

Aber ach! es war zu spät; er hatte den Schluß schon errathen und rief in stürmischer Freude ihren Namen: „Gabriele!“

Welch' ein Ausdruck lag in dem einen Wort! Um Gotteswillen, wenn das jemand gehört hätte! Erschrocken sah sie sich um. Nein, der Tanz beherrschte alles. Warum begann denn nur ihr Herz so stürmisch zu schlagen? In ihrer Verwirrung vergaß sie sogar, ihm seine Keckheit zu verweisen, wie es doch wohl ihre Pflicht gewesen wäre. „Lassen Sie uns tanzen, Herr v. Waldau,“ flüsterte sie statt dessen hastig, froh, der beklemmenden Situation ein Ende zu machen. „Sehen Sie, die anderen Paare wirbeln schon alle dahin.“

Sie sah ihn nicht an, während sie sprach. Mit gesenkten Lidern und heißen Wangen stand sie vor ihm, unbeschreiblich anziehend in ihrer scheuen Verlegenheit, die ihm mehr verrieth, als sie ahnen mochte. Das Herz des jungen Offiziers wallte auf in übermüthiger Glückeszuversicht. Unverzüglich folgte er der erhaltenen Aufforderung und umschlang die bebende Sylphidengestalt.

„Warum sehen Sie mich denn gar nicht an? Sind Sie mir böse, Fräulein Gabriele?“ klang es dabei leise und bittend von den stolzgeschweiften Lippen, während seine Augen mit einem Ausdruck inniger Zärtlichkeit auf dem gegen seine Schulter geneigten Köpfchen ruhten. „Nein — ja — nein“, tönte die Antwort, aber einen Blick erhielt er doch nicht: beharrlich blieben die langen, dunklen Wimpern auf die Wangen gesenkt. Im nächsten Augenblick wirbelte er mit ihr davon. Die Augen des Kommerzienraths folgten dem jungen Paar mit einem halb stolzen, halb wehmüthigen Ausdruck. Er hatte zwar die Worte des kurzen Zwiegespräches nicht vernommen, aber aus dem Mienenspiel der Beiden unschwer ihren Sinn errathen. Auch hatte er das Aufleuchten in den Augen seines Kindes gesehen, als die glänzende Erscheinung des jungen Freiherrn sich ihr nahte. Es hätte übrigens dieser Beweise nicht bedurft, der Banquier wußte ja längst, wie es um die Beiden stand. Hatte er doch diese Neigung keimen und wachsen sehen und sie auf jede Weise begünstigt. Der stolze Titel einer Freifrau von Waldau wäre die Krönung seiner ehrgeizigen Wünsche für die Tochter gewesen. Daß dieser Titel das Einzige war, was der Bewerber zu bieten hatte, änderte daran nichts — um den Preis, Gabrielens Name mit der siebenzinkigen Krone geschmückt zu sehen, dachte er, der Millionär, getrost über die Mittellosigkeit des Freiherrn hinwegsehen. Wenigstens hatte er es gedurft, bis vor kurzem noch. — Durfte er es denn wirklich nicht mehr? . . . Sein Inneres sträubte sich, die Frage zu beantworten. Nein, noch konnte, noch wollte er seine stolzen Träume nicht aufgeben. Noch konnte ja alles gut werden, und der Banquier fühlte noch die Kraft und den Willen in sich, mit dem Schicksal zu ringen in heißem Kampfe — einem Kampfe, in dem für ihn alles auf dem Spiele stand. Ganz in seine Gedanken vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß einer der Diener sich ihm genähert hatte. Fast erschrocken fuhr er zusammen, als derselbe plötzlich neben ihm stand und leise seinen Arm berührte. „Was willst Du?“ fragte er in etwas barschem Tone und setzte dann, den alten Mann schärfer ins Auge fassend, unruhig hinzu: „Ist etwas passirt? Du scheinst so verstört!“ Der Alte, ein langjähriger Diener des Hauses, der an allem, was dasselbe betraf, den lebhaftesten Antheil nahm, wich den forschenden Blicken seines Herrn sichtlich aus. „Es ist nichts,“ entgegnete er stotternd, „nur ein Telegramm, in Folge dessen Herr Lebrecht behauptet, den Herrn Kommerzienrath augenblicklich sprechen zu müssen. Er hatt mich zu Ihnen gesandt.“ Lebrecht war der Buchhalter und so zu sagen die rechte Hand des Geheimen Kommerzienrathes, dessen Antlitz sich bei Nennung dieses Namens verfärbte. „Mich sprechen? zu dieser Stunde?“ Unverhohlene Bestürzung klang in seinem Tone. „Da muß etwas Wichtiges vorgefallen sein! — Weißt Du, was das Telegramm enthält?“ „Nein, aber Herr Lebrecht schien sehr aufgeregt, er ist mir gefolgt und wartet im Vorzimmer.“ Der Banquier ließ einen raschen Blick durch den Saal schweifen. Der Tanz dauerte noch an, der Augenblick war daher günstig für eine unbemerkte Entfernung. „Es ist gut, ich komme,“ sagte er hastig. „Sorge, daß wir ein paar Minuten ungestört bleiben.“ Wenige Augenblicke später stand Ehrhardt seinem Buchhalter gegenüber.

Ein einziger Blick in das todtenblasse Gesicht desselben genügte, um seine schlimmsten Ahnungen zu bestätigen. In zitternder Hast riß er das Telegramm an sich, das jener in der schlaff herabhängenden Rechten hielt, und ehe die zuckenden Lippen seines Getreuen ein vorbereitendes Wort gefunden, hatte er schon den verhängnißvollen Inhalt durchflogen. Die Wirkung war eine niederschmetternde. Wie gebrochen sank der stolze Mann in den nächsten Fauteuil. „Verloren — alles verloren!“ klang es in dumpfem Stöhnen von seinen Lippen. Erschüttert blickte der Buchhalter auf seinen Chef. Er wußte nur zu gut, was in diesem Augenblick in der Seele desselben vorging, und suchte vergebens nach einem Trosteswort. Hatte doch die soeben empfangene Nachricht von dem plötzlichen und unerwarteten Fall eines bedeutenden und für zweifellos sicher gehaltenen auswärtigen Hauses, an dessen Unternehmungen der Kommerzienrath mit großen Kapitalien beschäftigt war, ihn selbst gänzlich niedergeschmettert. Dieser Schlag bildete das letzte Glied einer ganzen Kette von Unglücksfällen, welche in jüngster Zeit, ohne daß die Welt davon erfahren, Schlag auf Schlag die alte Firma Ehrhardt und Söhne getroffen. Bisher hatte der Kommerzienrath sich mit übermenschlicher Anstrengung über dem Wasser gehalten, aber nun mußte alles zusammenbrechen, wenn nicht ein Wunder geschah. Der alte treue Beamte litt unter dieser Erkenntniß fast ebenso wie sein Herr, dessen Sorgen er treulich getheilt hatte. Der Schmerz um den Sturz der ehrwürdigen Firma, mit der er seit langen Jahren verwachsen war, trieb ihm die Thränen in die Augen, die in großen Tropfen über seine gefurchten Wangen herabrollten. Der Kommerzienrath hatte sich gefaßt. Langsam ließ er die Hände von seinem Antlitz sinken, das in diesen wenigen Sekunden um Jahre gealtert schien. Es war ein langer, vielsagender Blick, den er mit seinem Vertrauten tauschte. Jeder mochte im Stillen ersehnt haben, im Auge des Andern einem Hoffnungsstrahl zu begegnen; der Ertrinkende klammert sich ja selbst an einen Strohhalm. Aber jeder mußte erkennen, daß er sich getäuscht. Der Banquier brach endlich das Schweigen. Er richtete sich straff empor. „Nach diesem Schlag,“ sprach er, auf das verhängnißvolle Papier deutend, mit fester Stimme, „bleibt uns nichts übrig, als unsere Zahlungen einzustellen.“ Das bittere Wort war gesprochen. Der alte Lebrecht hatte gewußt, daß es fallen mußte, daß Pflicht und Ehre es gebieterisch forderten. Aber nun er es wirklich von den Lippen seines Chefs vernahm, überwältigte es ihn doch; stöhnend sank er in die Kniee und rief, während krampfhaftes Schluchzen seinen Körper erschütterte: „O Gott, Herr Kommerzienrath, ich überleb's nicht — es kann, es darf nicht sein!“ „Wissen Sie denn einen Ausweg, Lebrecht?“ fragte der Banquier in schneidendem Ton, und als der alte Mann nur stumm

und traurig den Kopf senkte, fuhr er weicher fort: „Glauben Sie mir, wenn es irgend ein ehrenhaftes Mittel gäbe, das Furchtbare abzuwenden, ich würde es ergreifen, wäre es auch noch so hart und demüthigend — schon um meines Kindes, meiner armen Gabriele willen . . .“ Bei den letzten Worten seines Chefs hob der Buchhalter wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, das Haupt empor. „Vielleicht gäbe es doch ein solches Mittel, sagte er leise, indem er sich erhob und dem Banquier einen Schritt näher trat; wollen der Herr Kommerzienrath mir gestatten, ganz offen meine Meinung zu sagen?“ Der Bankier sah ihn erstaunt und zweifelnd an, doch neigte er bejahend das Haupt. „Unser gnädiges Fräulein hat ja so viele Bewerber, unter denen vielleicht mancher reiche Kavalier sich befindet,“ sagte Herr Lebrecht hastig, ohne seinen Chef anzusehen. „Wäre es nicht möglich — ich meine — der Herr Kommerzienrath verstehen mich schon. — Von ihrem zukünftigen Schwiegersohn, dessen Interessen alsdann mit den Ihren solidarisch wären, könnten Sie ruhig eine Summe annehmen, die genügte, uns über die gegenwärtige Krisis hinwegzuhelfen. Auf diese Weise könnte vielleicht der Bankerott vermieden und noch Alles gerettet werden.“ Meine Tochter verkaufen? Nimmermehr!“ rief der Banquier außer sich. „Kein Wort mehr davon, lieber will ich zum Bettler werden.“ „Gott behüte, so meinte ich's ja nicht,“ vertheidigte sich der Buchhalter erschrocken. „Da sei Gott vor, daß Fräulein Gabriele zu einem Ehebunde gezwungen werden sollte, der ihr verhaßt wäre! Ich dachte nur, es wäre möglich, daß sie sich zu einem Opfer entschlösse, das zu bringen ihrem Herzen nicht gar zu schwer werden würde. Das gnädige Fräulein liebt Sie ja über alles, und dann — bedenken Sie: sie ist eine zarte, verwöhnte junge Dame — würde sie im Stande sein, Armuth und Entbehrungen mit Ihnen zu ertragen?“

Der Kommerzienrath begann zu überlegen. Der Gedanke, den er im ersten Impuls so weit von sich gewiesen, wollte ihm, in diesem Lichte betrachtet, minder verwerflich erscheinen. Seine Seele rang in heftigem Kampfe. Wie eine Vision tauchte vor seinem inneren Auge das schöne Antlitz Gert von Waldaus auf und eine Freiherrenkrone daneben — aber das war ja nun vorbei: diese Träume mußten sie beide begraben, er sowohl wie sein armes Kind. Den Schmerz konnte er ihr nicht ersparen.

Wenn sie also ihrer Liebe doch nicht folgen konnte, war es da nicht besser, sie ergriff die rettende Hand eines Anderen und bewahrte sich selbst vor Noth und Entbehrung — zugleich die Firma Friedrich Ehrhardt vor dem Sturz? Unwillkürlich griff bei diesem Gedankengang seine Hand in die Brusttasche nach einem Briefe, den er am Morgen dieses Tages erhalten und über all' die Unruhe und Aufregung des Ballfestes vergessen hatte, bis die Worte des alten Lebrecht ihm denselben wieder in Erinnerung gebracht.

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens wandte er sich zu dem Letzteren. „Ich danke Ihnen, Lebrecht“, sagte er, ihm herzlich die Hand hinstreckend. „Ich weiß, Sie meinen es gut, und ich verspreche Ihnen, Ihren Rath zu überlegen. Jetzt muß ich zurück zu meinen Gästen. Nach Beendigung des Festes spreche ich Sie aber noch im Kabinet.“ Als der Kommerzienrath wenige Minuten später wieder unter der Gesellschaft erschien, waren seine Züge, wenn auch bleich, so doch ruhig und undurchdringlich wie sonst. Wie er auch innerlich litt und rang — nach außen hin wußte er bis zum letzten Augenblick den heiteren, liebenswürdigen Wirth zu spielen. Mochte dann morgen die Welt von seinem Unglück erfahren und voll Schadenfreude den jähen Sturz des Mannes bestaunen, vor dessen Reichthum und Ansehen sie sich lange sklavisch gebeugt — heute zum letzten Mal noch galt es, die Maske zu tragen! Endlich war die Qual zu Ende; die Musikklänge verstummten, aus den schimmernden Sälen drängte die Menge in eiliger Hast nach den Garderoben. In einem der Vorzimmer stand der Lieutenant von Waldau, abschiednehmend von der Tochter des Hauses, mit der er eben den Kotillon getanzt. Schon seit geraumer Zeit hielt er ihre kleine Hand in der seinen und schien sich nicht losreißen zu können von dem Anblick des holden Blumengesichtchens. Sie stand so dicht vor ihm — der feine Duft ihres Haares wallte ihm berauschend entgegen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen — in der Unruhe des allgemeinen Aufbruchs waren sie unbeobachtet — rasch beugte er sich herab und berührte mit seinen Lippen den dunklen Scheitel. „Herr von Waldau!“ Sie rief es zitternd, erschrocken, und wollte ihre Hand aus der seinen ziehen. Doch er hielt sie fest umschlossen und fragte in gedämpftem Ton: „Gabriele, haben Sie zum Abschied keinen anderen Namen für mich?“ Er sah ihr flehend in die Augen, und dieser strahlende Blick hielt sie gefesselt wie mit magnetischem Zwange. Unter seinem Einfluß klang leise und süß sein Name über die scheuen Mädchenlippen: „Gert…“ Er preßte in überquellendem Entzücken ihre Hand auf seinen Mund. „Gabriele, darf ich diese kleine Hand behalten für immer?“ Da war es gesprochen, das verhängnißvolle Wort, mit dem der Stolz des mittellosen Offiziers noch hatte zurückhalten wollen, und das nun die Macht des Augenblicks ihn wider seinen Willen entrissen hatte. Das junge Mädchen erschauerte in Seligkeit. „Kommen Sie morgen zu Papa“ hauchte sie abgewandt und wollte entfliehen. Doch zuvor erfaßte er den günstigen Moment und zog mit raschem Griff einen der Blüthensterne aus ihrem Haar, den er an seine Lippen drückte und dann hastig zwischen die Knöpfe seiner Uniform schob. „Zum Andenken!“ flüsterte er und ließ dabei gleichzeitig ein kleines, blühendes Myrthenreis in ihre Hand gleiten, das er von einem der in großen Kübeln umherstehenden kunstvoll gezogenen Dekorationsbäumchen gebrochen. Sie hatte kaum die vielsagende Gabe verborgen, als der Bankier in der offenen Thür erschien. Es berührte ihn peinlich, die Beiden zusammen zusehen. Mit Mühe nur vermochte er einige unbefangene Abschiedsworte an den jungen Offizier zu richten, dessen eigene Erregung indeß zu groß war, um ihn die des Anderen bemerken zu lassen. Noch eine letzte zeremonielle Verbeugung, dann war er draußen zwischen den Kameraden, welche ihn mit einem Strom von Neckereien und Anspielungen überschütteten. „Ein entzückendes Geschöpf, diese Gabriele Ehrhardt!“ „Bei solchem Liebreiz könnte man wahrhaftig über das mangelnde „von“ hinwegsehen! „Ihre Augen allein wiegen ein Dutzend Ahnen auf — auch ohne die Millionen ihres Vaters — auf Ehre!“ so schwirrte es von allen Seiten, und der junge Offizier war froh, als er sich endlich von der lärmenden Gesellschaft losmachen und in der Einsamkeit seines Zimmers ungestört seinem Glücke hingeben konnte. Drinnen aber, in einem der leer gewordenen Säle des Ehrhardtschen Hauses, zwischen welkenden Blumen und halbverlöschten Kerzen, saß während dessen Gabriele auf einem niedrigen Tabouret zu ihres Vaters Füßen und lauschte mit schreckensbleichem Antlitz den furchtbaren Worten, welche ihr die Zertrümmerung ihres Glückes verkündigten. Arm — ganz arm also! — Gabriele konnte es nicht fassen; für sie, das verwöhnte Kind des Millionärs, das in seinem jungen Leben nie etwas anderes als Luxus und Ueberfluß kennen gelernt, hatte das Wort „Armuth“ einen entsetzlichen Klang. Wie schwer war es, ihr die traurige Thatsache begreiflich zu machen. Auf des Banquiers Stirn perlten kalte Schweißtropfen. Kaum begriff er selbst, wie er diesen entsetzten jungen Augen gegenüber die Kraft zu seinem Bekenntnisse gefunden. — Und nicht ein Jota davon hatte sie ihm erspart. Da gab es kein Errathen halb angedeuteter Worte — ihrer festgegründeten Ueberzeugung seines Reichthums gegenüber hatte er sich zu einer umständlichen Darlegung der Sachlage entschließen müssen.

Als sie vorhin nach Fortgang der Gäste sich so stürmisch in seine Arme geworfen, bereit, die ganze Seligkeit ihres jungen Liebesglückes vertrauend in seine Seele zu ergießen, da war er sich selbst wie ein Barbar erschienen, daß er dies strahlende Glück mit grausamer Hand zerstören mußte. Und doch — die unerbittliche Nothwendigkeit hatte ihn dazu gezwungen: ehe sie noch ihr süßes Geheimniß ihm ins Ohr hatte flüstern können, hatte er seinerseits sie mit bewegter Stimme um eine Stunde Gehör für eine ernste Angelegenheit gebeten.

(Fortsetzung folgt.)

Avancirt.

Ostererzählung von Marie Treuter.

„Meyer!“

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister!“

„Lindemann! Bouquet abholen! Karte hineinstecken! Fräulein von Sternfels, Bergstraße Nr. 7. Allons!“

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister!“

Meyer verschwindet.

Herr Major von Westernhagen läßt seine kleine, korpulente Gestalt wuchtig in den Sorgenstuhl fallen.

„Würfel gefallen!“ murmelt er in seiner gewohnten kurzen Redeweise in den graumelirten Knebelbart. „Mußte ein Ende machen! Teufelhexe, mich ganz und gar bezaubert! Ob sie mich wiederliebt? Ohne Zweifel! Alle Tage Promenade gemacht, immer am Fenster! Großmutter? Pah! Altes Kastell wird eingenommen! Hoffentlich so viel für standesgemäße Aussteuer! Schlimmsten Falls auch ohne! Beste Aussichten zum Regimentskommandeur! Entzückende kleine Kommandeuse!“

Der kleine Major schließt die Augen und giebt sich den lieblichen Erinnerungen der letzten Wochen hin. Kaisers Geburtstag am 27. Januar hatte er das reizende Geschöpf zum ersten Male gesehen. Wie ein thaufrisches Heckenröslein saß die holde Mädchengestalt neben der hageren Regimentskommandeuse, die sie zu bemuttern schien. Ihre leuchtenden Blicke waren auf- und abgewandert von guirlandenumwundenen Säulen des Festlokals bis zu der mit Fahnen und Siegestrophäen geschmückten Büste des Kaisers. Sie hatte mit kindlicher Unschuld zu den oft derben Späßen der Kompagnieaufführungen gelacht und war stark erröthet, als er sich die Ehre erbat, an ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen.

Ja, sie war ganz anders, als die Damen und Dämchen, welche die Kasinobälle und die Gesellschaften der verheiratheten Offiziere gewöhnlich verherrlichten. Sie waren vorlaut, ja oft schnippisch und impertinent, und dieses holde Wesen lauschte so andächtig seiner Unterhaltung, es sagte nur immer „ja“ oder „nein.“ Diese Bescheidenheit hatte dem selbst sehr wortkargen Mann im höchsten Grade imponirt. Warum sie nur nicht die Bälle im Winter besucht hatte. Er wollte fragen, aber da winkte ihn der Höchstkommandirende zu sich heran und verwickelte ihn in eine strategische Diskussion, bei welcher der kleine Major wie auf Kohlen stand und ganz respektwidrig Seine Excellenz zu allen Teufeln wünschte. Inzwischen hatte die Regimentskommandeuse mit ihrer Schutzbefohlenen das Lokal verlassen, denn der Ball für die Kompagnie begann, und Herr von Westernhagen hatte noch keine Gelegenheit wieder gefunden, sich dem Gegenstande seiner Anbetung nähern zu können.

Es wäre sehr einfach gewesen, wenn er der Großmutter der schönen Alice, eine Generals-Wittwe, seine Aufwartung gemacht hätte, aber der kleine Major war trotz seines martialischen Aeußeren eine schüchterne Natur und vor allen Dingen fürchtete er den Spott seiner Kameraden. Diese hatten zwar noch nie in seiner Gegenwart den Namen seiner Auserwählten genannt, ob sie von seinem Herzensgeheimniß eine Ahnung hatten? Schwerlich! Das Mädchen war eben zu rein, zu unschuldig, und die leichtfertigen Don Juans wagten nicht, ihre Augen zu ihr zu erheben! Desto besser! Auch auf seiner Vergangenheit ruhte kein Makel. Allerdings hatte er im Leben schon einmal geliebt, aber das war lange her, so an die dreißig Jahre. Herr von Westernhagen erschrak fast bei dieser ungeheuren Zahl. Damals war er der jüngste Lieutenant der kleinen Garnison und sie die Tochter eines unbemittelten Justizrathes. Fünfzehn Jahre hatte er wenigstens noch bis zum Hauptmann — aber er hätte ausgeharrt. — Das Schicksal wollte es nicht. Unbarmherzig hatte man die Liebenden getrennt. Elfriede wurde zu Verwandten in eine Pension gen Osten gebracht und ihn versetzte man durch den Einfluß seines Pseudoschwiegervaters nach einer entlegenen Garnison im Westen. Sie hatten nichts wieder von einander gehört.

Die Zeit hatte, wenn auch langsam, die Wunden in des Lieutenants Herzen geheilt. Er avancirte, erreichte den Hauptmann viel früher, als er erwartet hatte, nämlich im deutsch-französischen Kriege, und schon jetzt war er der Nächste zum Regimentskommandeur. In der ganzen Zeit hatte keine ernste Neigung in seinem Herzen Raum gewonnen, bis zu dem verhängnißvollen Kaisers Geburtstage. Diese zweite Liebe beherrschte den kleinen Major so vollständig, daß er, wie ein verliebter Fähnrich, täglich an dem Hause seiner Angebeteten vorüberging oder ritt, um klopfenden Herzens den Dank des holden Geschöpfs für seinen ritterlichen Gruß in Empfang zu nehmen. Lange konnte dies stumme Spiel nicht fortdauern. Wenn er in diesem Leben noch glücklich werden wollte, dann war es hohe Zeit.

Heute noch mußte der Rubikon überschritten werden. — Mit fieberhafter Ungeduld erwartet Herr von Westernhagen die Rückkunft seines Burschen. Endlich hört er den tappsenden Schritt auf der Treppe.

„Nun, was sagte das gnädige Fräulein?“ fragt er hastig den Eintretenden.

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister, nischt,“ erwiderte der biedere Provinziale, „denn sie war ja nich da. Bloß ein großer Haufen Puketter wurden noch abjejeben und was die Köchin is die sagte, die Herrschaft wäre in der Kirche.“

Herr von Westernhagen blickt verdutzt in das nicht gerade geistreiche Gesicht seines Famulus. Es verlohnte sich nicht, ihn auszufragen.

„Meine beste Uniform, Helm und Schärpe und um halb zwölf Uhr einen Wagen,“ befiehlt er. Der Bursche geht, den Befehl auszurichten.

„In der Kirche? Es ist doch heute nicht Sonntag?“ Der kleine Major schüttelt ungläubig den Kopf. „Dummer Kerl hat sich verhört. Aber das mit den Bouquets! Donnerwetter, jetzt heißt es, sich beeilen.“

Um dreiviertel auf zwölf steht er in dem eleganten, aber schon etwas altmodisch möblirten Salon der Generalin von Sternfels. Ein rascher Blick in den großen Trümeau beruhigt ihn vollständig über sein Aeußeres. Schneidiger kann er gar nicht ausgesehen haben, als er einst um Elfriede —

„Elfriede!“ entfährt es plötzlich wie ein Schrei seinen Lippen und entgeistert starren seine Augen auf die geöffnete Flügelthür.

Eine schlanke Frauengestalt steht auf der Schwelle.

Bei dem Ruf des Majors fährt sie heftig zusammen, dann streckt sie ihrem Gast beide Hände entgegen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Carl,“ sagte sie mit freudig erregter Stimme. „Hier in diesem Erdenwinkel müssen wir uns wiedersehen. Ich ahnte nicht, als ich heute Ihre Karte las, daß ich unter den vielen Westernhagens, die ich inzwischen kennen lernte, noch einmal dem Richtigen begegnen sollte.

„Dem Richtigen?“ stottert der kleine Major noch immer hoffnungslos. „Der Richtige wäre ich? O, Elfriede.“ . . . Die Generalin erröthet und ihren Gast zum Setzen einladend, nimmt sie ihm gegenüber Platz.

„Wir haben lange nichts von einander gehört. Wie ist es Ihnen in den dreißig Jahren ergangen?“ beginnt sie und weicht dem Blick des Majors, der wie verzaubert an dem noch immer schönen Antlitz der Jugendgeliebten haftet, verlegen aus. „Sind Sie schon lange an diesem Ort und wollen Sie mich auch mit Ihrer Familie bekannt machen?“

„Ich bin nicht verheirathet,“ erwidert Herr von Westernhagen stockend, erst jetzt fällt es ihm ein, was ihn in dieses Haus geführt hat. „Aber wie kommen Sie hierher, Elfriede,“ fährt er hastig fort, „sind Sie auf Besuch bei der Generalin —“

„Ich bin die Generalin von Sternfels,“ fällt ihm Elfriede lächelnd in die Rede.

„Wa—as!“ ruft der kleine Major aufspringend. „Sie — Sie wären die Großmutter der reizenden Alice?“

„Allerdings,“ erwidert die Generalin erstaunt, „und ich danke Ihnen im Namen meiner Enkelin — doch da ist sie selbst.“

Hinter der Portiere erscheint in diesem Augenblick ein reizendes, blondes Mädchen im weißen, schmucklosen Kleide mit einem Veilchenstrauße im Gürtel.

„Herr Major, ich danke Ihnen für Ihr schönes Bouquet,“ sagt das liebliche Geschöpf und reicht dem verblüfften Gaste das kleine Händchen; „es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich zu meiner Konfirmation mit einer Gratulation beglückten.“

Herr von Westernhagen knickt fast zusammen bei den Worten, des unschuldigen Kindes.

Also erst heute konfirmirt — und er wollte um ihre Hand anhalten. Himmel, wenn Elfriede eine Ahnung hätte! Meyer hatte also betreffs der Kirche recht verstanden.

„Darf ich wiederkommen?“ fragt der kleine Major beim Abschied und blickt lange und bittend in die schönen dunklen Augen der Generalin.

„Gewiß!“ erwidert sie huldvoll, „ich gedenke übermorgen am Palmsonntage die Feier der Konfirmation meiner Enkelin im Kreise einer kleinen Zahl von Freunden festlich zu begehen und sind Sie hierzu herzlich eingeladen.

An diesem und den darauf folgenden Tagen erfuhr der Major viel und manches aus dem Leben seiner ersten Geliebten, unter Anderm auch, daß sie vor etwa dreißig Jahren, bald nach ihrer beiderseitigen Trennung auf den Wunsch ihrer Eltern den damaligen Obersten von Sternfels, einen Wittwer mit einem erwachsenen Sohn, geheirathet hatte. Vor einigen Jahren war der General gestorben und sie hatte sich mit dem verwaisten Kinde ihres Stiefsohnes in die kleine Garnisonstadt zurückgezogen.

Herr von Westernhagen bemerkte mit Genugthuung, daß die Liebe zu dem reizenden Kinde nur ein neckischer Traum gewesen war. Und dennoch segnete er diesen Traum, der ihn beim Erwachen zur Wirklichkeit in die Arme seiner ersten und einzigen Liebe zurückgeführt hatte.

Ja, in die Arme! Am ersten Osterfeiertage feierten die Liebenden die Auferstehung ihrer Verlobung. Bei dieser Verlobung zog die Generalin entschieden den Kürzeren, denn sie beabsichtigte sich selbst zur Majorin zu degradiren, der Major aber hatte den Triumph, daß er gleich um zwei Chargen übersprang und anstatt zum Gatten der schönen Alice, zu ihrem Großvater avancirte.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.